

Fährten  
— zwischen  
Ems und Isar



*Bernd Siebdrat*

Fährten  
— zwischen  
Ems und Isar

*Jagderlebnisse  
mit Herz und Hund*

**KOSMOS**

*Für Annette*



# *Inhalt*

|                                      |     |
|--------------------------------------|-----|
| <i>Zur Einstimmung</i>               | 8   |
| <i>Von der Idee, Jäger zu werden</i> | 11  |
| <i>Bergwinter</i>                    | 21  |
| <i>Unter Jagern</i>                  | 27  |
| <i>Auf Gams und Mankei</i>           | 36  |
| <i>Die Jägerprüfung</i>              | 48  |
| <i>Der Moped-Bock</i>                | 61  |
| <i>Beim Rösenprinzen</i>             | 69  |
| <i>Das Karnickelluder</i>            | 83  |
| <i>Beim Deichgrafen</i>              | 91  |
| <i>Schottenböcke</i>                 | 97  |
| <i>Der Schotten-Klaus</i>            | 108 |

|                                 |     |
|---------------------------------|-----|
| <i>Kühnheit hat einen Namen</i> | 115 |
| <i>Der Gewitterbock</i>         | 128 |
| <i>Das Miststück</i>            | 133 |
| <i>Die Gelbe Kröte</i>          | 142 |
| <i>Toranaga-Sama-Adda</i>       | 158 |
| <i>Karpaten-Winter</i>          | 171 |
| <i>Böcke, Bären, Füchse</i>     | 184 |
| <i>Donner-Didi</i>              | 199 |
| <i>Der Dreiläufer</i>           | 205 |
| <i>Sauendusel</i>               | 216 |
| <i>Der Flachland-Keiler</i>     | 234 |
| <i>Drückjagd-Sauen</i>          | 239 |
| <i>Gamsfieber</i>               | 249 |
| <i>Donner-Didi in Afrika</i>    | 260 |

|                            |     |
|----------------------------|-----|
| <i>Die letzte Gamsjagd</i> | 263 |
| <i>Sir Bronco</i>          | 267 |
| <i>Tom oder TomTom?</i>    | 280 |

# *Zur Einstimmung*



In der Philosophie tauchte vor einigen Jahren zum ersten Mal der Begriff »Musealisierung« auf, der das Problem umreißt, dass die Menschen unserer Zeit in immer stärkerem Maße dazu neigen, Gegenstände vergangener Epochen zu sammeln, zu archivieren und in Museen zu stapeln, um Vergangenes für immer verfügbar zu machen und für spätere Generationen aufzuheben.

Tatsächlich hat es noch nie eine so intensive Archäologie gegeben, noch nie so viele Museen, noch nie so viele private Sammlungen wie in heutiger Zeit.

Noch nie wurde beim Anlegen einer neuen Stadt, einer neuen Straße, eines neuen öffentlichen Gebäudes so sehr darauf geachtet, dass die neuen Fundamente nicht ältere, möglicherweise noch erkennbare Strukturen überlagern, bevor Letztere nicht ausgegraben, gesichert, beschrieben und fotografiert wurden. Man will die Geschichte verdinglichen. Woher kommt dieses vehemente Anliegen?



Es ließe sich einfach so argumentieren, dass wir doch am Ende vieler Jahrhunderte stehen und auf diese zurückblicken, sodass sich uns unendlich viele Gegenstände aus der Vergangenheit zur Betrachtung anbieten. Aber das ging ja anderen Generationen vor uns auch so. Es gab immer schon Jahrhunderte vorher. Auch Schliemann hat schon gebuddelt. Und im amerikanischen Bürgerkrieg hatte man schon die Daguerreotypie zur Verfügung, die erste technische Möglichkeit einer kompletten Kriegsberichterstattung per Foto.

Die Technik ist es, die uns die Möglichkeit an die Hand gibt, die Musealisierung zu perfektionieren und zu beschleunigen. So werden wir motiviert, unsere Geschichte unter Quarantäne zu stellen.

Im gleichen Umfang nämlich, wie wir die Technik begrüßen, weil sie uns ein komfortables Leben ermöglicht, haben wir Angst vor ihr, weil sie uns das nimmt, was ein Philosoph mal als »Vertrauens kitt« bezeichnete. Konnte ein Bauer in alten Zeiten noch über den Winter seine primitiven Maschinen selbst reparieren und in Stand setzen, das Zaumzeug flicken, die Sense dengeln, die Harken pflocken, so ist uns das moderne Werkzeug im Computer-Zeitalter längst entrückt. Wir durchschauen weder die Elektronik unserer Autos noch die Software unseres Computers. Wir sind beim Versagen dieser Instrumente hoffnungslos verloren und können uns nur noch verzagenden Herzens auf rasch heranrückende Fachleute verlassen. Wir haben den Vertrauens kitt zu den täglichen Instrumenten unseres Alltagslebens verloren, all das, was der Mensch früherer Jahrhunderte noch besaß. So stemmen wir uns mit den Hacken gegen das Verblässen der Vergangenheit, indem wir sie auflisten und in Erinnerungen schwelgen. Sehnsucht kommt auf nach der »guten alten Zeit«, in der die Gemeinden klein waren und übersichtlich. In denen man den Kaufmann im Krämerladen noch mit Namen ansprach, weil man ihn von Geburt an kannte, und so auch den Bäcker im Dorfe, den Schmied und alle anderen. Die Welt war klein, vertraut, und Leben und Tod

fanden noch in großer Selbstverständlichkeit inmitten der Gemeinschaft statt.

In diese überschaubare Welt blicken wir immer wieder gern zurück. Wenigstens die, welche sie noch kennen gelernt haben. Wir nennen das »Nostalgie«. Und so hängen wir Trophäen auf, die uns an frühere Jagden erinnern, hängen Bilder auf, die Menschen zeigen, die uns während unseres Lebens begleitet haben, aber auch Bilder unserer Jagdhunde, der vierläufigen Gefährten, weil die Erinnerung eine immer stärkere Gewalt über uns bekommt, je älter wir werden.

Wie viele Hunde doch ein Jägerleben begleiten können, wenn man sozusagen erst einmal »auf den Hund« gekommen ist und ohne Hund nicht mehr jagen will. Das geht vielen Jägern so. Und nicht wenige von uns jagen in erster Linie der Hunde wegen. Ich kann sie gut verstehen ...

Doch steht der Jagdhund nie allein, sondern er geht immer einen Lebenszusammenhang mit uns Menschen ein, sein Schicksal ist stets mit dem unsrigen verflochten. Gerade dieser Umstand macht die Sache so spannend.

# *Von der Idee, Jäger zu werden*



Es gibt viele vergleichbare Schicksale. Viele Jungen meiner Generation haben wie ich im Krieg ihren Vater verloren. Vielleicht werden auch einige ihre ersten Lebensjahre bei den Großeltern verbracht haben, so wie ich. Aber dieser Großvater, mein Großvater, das war ein Kaliber!

Wenn er nur ein einfacher Großvater gewesen wäre, unscheinbar in seinem Wesen, zurückhaltend vielleicht, ein schüchterner Mann, der nicht weiter auffällt im Leben, dann wäre vielleicht alles anders gekommen; aber er, ein vierschrotiger Westfale mit rotem, rissigem Gesicht, Hauptfeldwebel im Ersten Weltkrieg mit EK I und Bayerischem Verdienstorden, Obergerichtsvollzieher, Schützenoberst und leidenschaftlicher Jäger, er war stadtbekannt und, für mich heute erstaunlich, trotz seines Berufs als Obergerichtsvollzieher, dazu noch als Protestant im katholischen westfälischen Ahlen, äußerst beliebt.

Ein Bild von ihm hängt unten in meinem Jagdkeller: Mit martialischer Gebärde, aufgestützt auf seinen Säbel, blickt er über seinen

wilhelminischen Schnurrbart hinweg scharfäugig ins Weite. Ich weiß mehr von ihm: Unter seiner Uniform nämlich schlug immer schon ein weiches Herz. Wenn ich, wie es häufig der Fall war, in jenem Sessel, der sich ebenfalls noch in meinem Jagdzimmer befindet, auf seinem Schoß saß und er mir die Hundebilder aus Dietzels »Niederjagd« vorführte und erklärte, fühlte ich mich aufgehoben wie sonst nirgendwo: behütet, beschützt und sauwohl. Ich wusste genau: Mit diesem Großvater im Rücken kann dir nichts passieren. So erinnere ich mich noch an eine Situation, als eine etwas schräge Figur, ein Bursche so um die Dreißig, in unserem Hof herumschlich. Ich rief ganz erschrocken: »Opa, Opa, da läuft ein fremder Mann in unseren Keller!« Da vernahm ich schon im Rücken sein gewaltiges Organ: »Donnerewetterkielnochmal, was ist da unten los?!«

In diesem Augenblick kam der Bursche mit einem unserer Fahrräder vom Keller her über den Hof, und Großvater kriegte ihn mit einigen schnellen Schritten am Kragen zu fassen und nahm ihn mit seiner Donnerstimme ins Gebet. Ares, der Kriegsgott, hätte sich nicht schlimmer anhören können. Links und rechts und rechts und links bekam der Bursche eine geklebt und nahm, sobald er freikam, die Beine in die Hand und lief vermutlich bis in die nächste Stadt. Ich war unglaublich stolz, einen solch mächtigen Großvater zu haben.

In dieser, seiner Welt, war es noch selbstverständlich, dass das Wohnzimmer gleichzeitig Jagdzimmer war: Geweihkronleuchter, Jagdbilder, Trophäen, Gewehrschrank verglast, damit man die Waffen auch betrachten konnte, Serviettenhalter aus Rotwildstangen. Alles drehte sich um die Jagd.

Seine Art, mir immer wieder die Hundebilder aus den Büchern vorzuführen, würde man inzwischen sicherlich als filigrane Programmierung einordnen. Aber wenn ich heute zurückdenke, war es dann doch eher ein Erlebnis im Garten einer Gaststätte, das mich gedanklich nicht mehr losließ.

Wir hatten wieder mal einen gemeinsamen Sonntagsspaziergang unternommen, bei dem Opa gern seinen Handstock wirbeln ließ und »Auf der Lüneburger Heide« sang, landeten schließlich in einer Kneipe, in der er Jagdkameraden traf, und ich tummelte mich draußen herum, stand plötzlich vor einem Hundezwinger und fand eine Hündin mit etwa sechs Wochen alten Welpen vor: Kleine Münsterländer!

Da krauchte und krabbelte es, dass mir die Augen übergingen. Ich war verloren! Ich kniete vor dem Zwinger, klatschte in die Hände, und selbst das gelegentliche Knurren der Hündin konnte mich nicht abschrecken. Man vermisste mich schließlich, und ich erwachte erst aus meinen Betrachtungen, als Opa hinter mir stand und mich in die Höhe hob. »Na, du kleiner Heidewachtel-König«, sagte er, »das werden mal richtige Jagdhunde!«

»Wie die aus dem Buch?«, fragte ich. »Genau solche!«, antwortete er und strich mir über den Kopf.



Nun, ich wusste, dass er früher schon mal einen »Heidewachtel« be-  
sessen hatte, und hatte unseren leer stehenden Zwinger schon mal in  
Augenschein genommen. Auf jeden Fall begann ich zu quengeln, dass  
er doch einen dieser Welpen kaufen solle. Aber so weit ließ er sich nie  
erweichen. Und ich verstand damals überhaupt nicht, warum er kei-  
nen Hund mehr haben wollte. Viel später erzählte mir meine Mutter,  
dass der letzte Hund meines Großvaters, eine Kleine Münsterländer  
Hündin namens »Herta«, draußen auf der Promenade von Jugendli-  
chen kreuzlahm geschlagen worden war. Opa hatte den Hund nur  
noch erschießen können und war nie darüber hinweggekommen.

Doch die Sehnsucht, einen eigenen Hund zu besitzen, die war seit  
jenen Tagen eingepflanzt, und ich trug sie über Jahre in meinem Her-  
zen, aber es dauerte noch sehr lange, bis ich mir den Wunsch tatsäch-  
lich erfüllen konnte.

Später ließ mein Stiefvater meine Großeltern nach Ostwestfalen  
nachkommen, wo Großvater auch noch einige Jahre jagen konnte.  
Und wir unternahmen auch noch manchen gemeinsamen Spazier-  
gang. Er brachte mir das Schießen mit dem Kleinkaliber bei und  
sprach von seinen Gewehren immer als solchen, die eigentlich schon  
mir gehörten. Wenn ich heute jemandem von der Kreispolizeibehör-  
de erzählen würde, dass ich schon mit zwölf Jahren selbst an den  
Waffenschrank durfte, die Gewehre zerlegen, reinigen, und dass ich  
mit dem Kleinkaliber in jenen Jahren schon selbstständig unterwegs  
war, würden sich diesem Beamten wohl nächtlich noch die Haare  
sträuben. Mir aber auch, wenn ich mir überlege, ich hätte meinem  
Sohn Frank solche Spielräume gewährt.

Mein Großvater starb leider recht früh, als ich dreizehn war; aber  
ab diesem Zeitpunkt schon war es für mich selbstverständlich, dass  
die Jagd eine Art Lebensform für mich bedeutete.

So galt ich mit fünfzehn, als ich auf das Christophorus-Internat  
Obersalzberg in Berchtesgaden geschickt wurde, um endlich ver-

nünftig ans Lernen zu kommen, bald als Exot. Mein Tick mit der Jagd wurde genauso belächelt wie später die Tatsache, dass ich ständig mit einem Jagdhorn durch die Gegend lief und irgendwelche Signale übe.

Paradoxerweise bekam ich dafür aber in Musik eine Zwei, ohne viel dafür tun zu müssen, weil der Musiklehrer in die Richtung räsionierte, dass ich wohl einer der wenigen Jungen auf dem Berg sei, der sich überhaupt für Musik interessiere. Und bei Schulveranstaltungen musste ich »Die Begrüßung« blasen. Damit war die Jagd als Kulturform auch auf dem Berg legitimiert, und niemand fand mehr etwas dabei, wenn ich abends nach dem Essen mit dem Panzerjäger-Fernglas meines gefallenen Vaters, das einer seiner Kameraden meiner Mutter als »verbliebenen Besitz« zurückgebracht hatte, in Richtung Scharitzkehl-Alm marschierte, um dort nach dem Wild zu sehen.

Wenn ich heute mal von meiner Schule erzähle, kann sich kaum jemand vorstellen, dass es ein Gymnasium gibt, das 1250 Meter hoch auf einem Berg liegt. Aber die Christophorus-Schule Obersalzberg liegt tatsächlich so hoch, für uns Jungen damals am Ende der Welt!

Es war ein Septembertag kurz nach den Sommerferien. Die Alm liegt fünf Minuten Fußweg unterhalb der Schule und erstreckt sich als Senke mit langer Senn-Wiese bis nahe zum Hohen Göll und zum Kehlstein hin, auf dem noch heute das Teehaus des »Führers« thront. Wenn abends vom Westen her hinter dem Watzmann die Sonne glutrot untergeht und die Wände des höchsten Berges der Region noch purpurn schimmern, liegt die Scharitzkehl-Alm schon im Schatten ihrer Fichten im Dunkeln, man vernimmt nur noch das Rauschen des Almbaches und kann bald Bock und Hirsch zum Äsen austreten sehen.

Ich war wieder allein unterwegs, stieg von der Scharitzkehlstraße her über die alte, verwitterte Steintreppe zum »Zauberwald« hinunter und näherte mich der Almwiese. Da stand er schon draußen, der